

Nr. 149. Bromberg, den 18. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott**.

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(Schluß)

Fehr trat ein. Er trug eine krampfhafte Lustigkeit zur Schau und weidete sich an Jans Bestürzung.

„Oh," rief er bedauernd, „sollte ich Ihnen unwillkommen sein? Verzeihen Sie, daß ich Sie überfalle, aber ich glaubte, daß zwei gute Freunde . . ."

„Bitte! Nein! Ich vermutete Sie noch in Genua und bin ein wenig überrascht . . . Wollten Sie nicht . . . Seit wann sind Sie in Berlin?"

„Seit drei Stunden."

„Dann freue ich mich, daß Sie so schnell den Weg zu mir gefunden haben."

Fehr verbeugte sich. „Die Spuren eines so bedeutenden Mannes verfolgen sich leicht."

Nun ward der Hohn in Fehrs Worten auch Jan erkennbar. Er blinzelte argwöhnisch zu seinem Besucher hinüber und wies auf einen Sessel. „Wollen Sie nicht Platz nehmen? — Was macht Allan Mac Caughty? Es tat mir sehr leid, daß ich Genua so schnell verlassen mußte."

Fehr ließ sich nieder. „Ja, Sie schienen es plötzlich sehr eilig zu haben, nach Berlin zu kommen."

„Dringende Geschäfte . . ."

„. . . die scheinbar sehr erfreulicher Art sind?"

Das klang schon nach Angriff.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Fehr."

Jan setzte sich umständlich nieder. Das überraschende Auftauchen Fehrs; der Haß und der deutlich spürbare Hohn des andern verwirrten ihn und ließen ihn nicht zum Nachdenken kommen. Er sah einen Angriff voraus, wußte aber nicht, nach welcher Seite er sich verteidigen sollte.

„Sie haben in Berlin rasch Anschluß gefunden, Herr Fock, angenehmen Anschluß?"

Es handelt sich um Erla, dachte Jan erleichtert. Eifersucht — das war alles.

„Warum sagen Sie mir nicht unumwunden, was Sie von mir wollen, Herr von Fehr? Tun Sie sich bitte keinen Zwang an!" Er richtete sich auf und stützte die Fäuste auf seine Schenkel. „Falls Sie mit besonderem Anliegen zu mir gekommen sind, bitte ich Sie zu sprechen, und zwar deutlich zu sprechen!"

„Ich werde an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen!"

„Das ist mir sehr lieb. — Also, bitte!"

Fehr machte zweimal den Versuch zu sprechen, aber er hatte nicht genug Atem. Er hob die Hand, um sich über die Stirn zu streichen, und diese Hand zitterte stark.

Jan wiederholte ruhig: „Sie dürfen beginnen! Ich höre!"

Fehr beging seinen ersten Fehler: er überstürzte den Angriff. „Ich verlange, daß Sie Berlin sofort verlassen!"

„Sie verlangen?"

„Ja."

„Mit welchem Recht?"

„Ich kann Sie zwingen!"

„Ah! Mit welchen Mitteln?"

Beider Nerven waren unerträglich gespannt, aber Jans Nerven waren haltbarer. Sie wechselten ihre Worte, wie Tennisspieler die Bälle wechseln.

Fehr neigte sich ein wenig vor. Seine Augen blendeten vor Haß gegen diesen Menschen, der Erla Rickenbach mit seinen Millionen hatte kaufen können.

„Wenn Sie Berlin morgen früh noch nicht verlassen haben sollten, wird die Polizei davon unterrichtet sein, daß Sie den Rickenbachs den „Blue Star" gestohlen haben."

Fehr hatte sich die Wirkung seiner Worte anders vorgestellt. Jan zuckte mit keiner Wimper. Er zog nur den Kopf ins Genick und saß nun sprungbereit. Seine Augen waren starr und blicklos geworden. Bei ihrem Anblick fröstelte es Fehr, aber er half sich, indem er an ihnen vorbeisah.

Jan fragte: „Erpressung?"

„Nein, ich rate Ihnen nur, künftighin eine Gegend zu meiden, die für Sie von Tag zu Tag ungesunder wird."

„Und falls ich es ablehne, Ihren Rat zu befolgen?"

„. . . werden auch Ihre Millionen Sie nicht vor dem Gefängnis schützen können."

Eine kurze Pause.

„Warum wünschen Sie, daß ich Berlin verlasse?"

„Brasilien scheint für Männer Ihres Schlages der geeignetere Aufenthalt zu sein."

„Sie verlangen also, daß ich mit meinem Verschwinden Ihre Verschwiegenheit bezahle?"

„Ja. Außerdem . . ."

„Bitte! Sprechen Sie!"

„Außerdem", wiederholte Fehr stockend, „nehme ich an, daß meine Verschwiegenheit Ihnen noch größere Opfer wert ist."

„Welche?"

„Opfer, die ein Millionär leicht bringen kann."

Jan zog die Brauen hoch empor. „Geld?"

„Wir verstehen uns ausgezeichnet."

„Wieviel verlangen Sie?"

„Sie werden selber wissen, wie hoch Sie ein paar Jahre Freiheit einzuschätzen haben."

Jan erhob sich so rasch, daß Fehr befürchtete, aus dem Kampf der Worte würde ein Kampf der Fäuste werden. Er nahm im Sitzen unwillkürlich Abwehrstellung ein. Jan lachte auf. Dann ging er mit dem leichten Hin- und Herwiegen des Oberkörpers, das Seeleuten eigen ist, zum Schreibtisch hinüber, blieb stehen und wandte sich wieder zu Fehr um.

Fehr konnte den Kampfplatz nicht mehr recht überschauen, die gefährdeten Stellen nicht mehr erkennen. Er wußte nur, daß er seinen Gegner unterschätzt hatte.

Jan fragte mit großer Vorsicht: „Sagen Sie mir bitte, Herr von Fehr, woher wissen Sie von meinem Vergehen?"

Das war der Gegenangriff. Fehr antwortete nichts.

„Ich warte!" mahnte Jan nach einer Weile.

„Sie werden sich mit der Tatsache meines Wissens begnügen müssen!"

„Ich denke nicht daran!"

Fehr zuckte die Achseln.

„Dann will ich Ihnen sagen, woher Ihre Kenntnisse kommen." Jan legte überraschend die Hand auf den Hörer des Telephons. „Der Schmuck ist mir in Genua gestohlen worden. Ich halte Sie für den Dieb. Sie drohen mir mit der Polizei. Gut — ich komme Ihrer Drohung zuvor: ich selber werde jetzt die Polizei benachrichtigen. Ich werde die Untersuchung gegen mich beantragen — aber auch gegen Sie."

Fehr versuchte zu lächeln und wollte damit zu verstehen geben, daß er die Drohung nicht ernst nähme.

Jan fuhr im Ton festester Entschlossenheit fort: „Lieber will ich der Polizei in die Hände fallen als Ihnen! Ich

brauche Ihre Verschwiegenheit nicht!"

Noch immer saß Fehr unbeweglich in seinem Sessel, auf seinen Lippen stand noch das gleiche ungläubige und schwächliche Lächeln.

Da hob Jan den Hörer ans Ohr.

Er wollte den Mund zum Sprechen öffnen. Fehrs angespannte Nerven rissen. Er war mit einem einzigen Satz neben Jan und drückte mit beiden Händen die Gabel nieder. Sein Hut rollte über den Teppich. Er wollte sprechen, aber sein Unterkiefer zitterte so stark, daß er es nicht vermochte.

Jan packte ihn an den Mantelaufschlägen und hielt ihn aufrecht. „Nehmen Sie Ihre Hände von dem Apparat!"

„Nein! Nicht . . ."

„Fürchten **Sie** also die Polizei?"

„Ja . . ."

„Sie haben gestohlen?"

Fehr nickte.

„Wo haben Sie den Schmuck?"

Fehr machte eine Bewegung nach der Brusttasche.

„Geben Sie ihn her!"

Aus der Brusttasche kam ein verschnürtes Päckchen zum Vorschein. Jan nahm es an sich und riß den Hanffaden durch. Er hielt den Halsschmuck mit dem „Blue Star" wieder in den Händen. Lange und nachdenklich sah er darauf nieder. Fehrs Gegenwart schien er vergessen zu haben.

Nach einer Weile fragte er: „Das Messer saß Ihnen an der Kehle — damals in Genua — wie?"

„Ja."

„Sie hatten den Schmuck zufällig bei mir gesehen?"

„Nein, ich sah nur . . ."

„Was?"

„. . . daß Sie etwas in dem Tresor verschlossen."

„Und als Sie dann erkannten, **was** Ihnen in die Hände gefallen war, kam Ihnen der Gedanke an die Erpressung?"

„Nein!" beteuerte Fehr überlaut. „Nein!"

Jan zuckte die Achseln. Er war überzeugt, daß Fehr log.

Aber er log nicht. Die Erpressung war ein unsinniger Versuch aus dem Stegreif gewesen. Er hatte ursprünglich einen anderen und klügeren Plan gehabt: Er hatte sich gesagt, daß der Stein unzerteilt nur schwer verkäuflich, und daß den höchsten Preis Jan Fock zahlen würde. Allerdings war es gefährlich, als Dieb zu einem Diebe zu gehen. Aber brauchte Fock denn zu erfahren, daß er — Jörgen von Fehr — der Dieb war? Mußte er nicht glauben oder sich wenigstens gläubig stellen, wenn ihm erzählt wurde, daß irgendeiner aus der verdächtigen Gesellschaft Riojas den Einbruch verübt und nach der Abreise Focks den Stein heimlich seinen Bekannten zum Kauf angeboten habe? Er mußte auch glauben, daß Jörgen von Fehr aus hilfsbereiter Freundschaft und verschwiegenem Zartgefühl den Stein mit großen Opfern an sich gebracht habe in dem Bestreben, ein peinliches Vorkommnis aus der Welt zu schaffen und zu vertuschen. Jan Fock würde niemals Nachforschungen anstellen, denn ihm lag nichts daran, Licht in diese Sache zu bringen.

Jan dachte lange nach. Dann trat er dicht vor Fehr hin und sagte schonend: „Lassen Sie uns unter diese Geschichte einen dicken Strich ziehen, Herr von Fehr. Daß **mir** dieser Abschluß leichter wird als Ihnen, der Sie wahrscheinlich in bitterer Not sind, weiß ich. Das Messer sitzt Ihnen wohl abermals dicht an der Kehle? — Hören Sie zu! Sie haben Ihre Karre verfahren, und wenn ich Ihnen helfen könnte, wieder auf glatten Weg zu kommen, wäre es mir eine Freude. Falls es Ihr Wunsch ist, Deutschland zu verlassen und in Brasilien eine auskömmliche Arbeit zu finden, so haben Sie meine Unterstützung. Wir können Sie da drüben brauchen. Überlegen Sie sich meinen Vorschlag! Es wird wohl Ihr Wunsch sein, mir einstweilen nicht mehr zu begegnen. Wenden Sie sich also an meinen Freund Orpp! Ich werde ihn verständigen. Mit ihm können Sie alles ebenso besprechen wie mit mir. — Wollen Sie?"

„Ich — danke Ihnen, Herr Fock! — Ja!"

„Dann ist es gut! Geben Sie mir bitte Ihre Hand!"

Fehr streckte ihm zögernd die Hand hin. Jan drückte sie. „Ich hoffe, daß wir uns beide dieses Tages freuen werden, wenn wir uns einmal wiedersehen. — Leben Sie wohl, Herr von Fehr!"

Er wollte ihm vorangehen zur Tür, um sie öffnen, aber Fehr hielt ihn mit ängstlichem Gesicht zurück. „Erlauben Sie mir bitte, dieses Zimmer durch einen anderen Ausgang zu verlassen . . ."

„Durch einen anderen Ausgang?" fragte Jan verwundert. „Warum?"

Fehr antwortete beklommen: „Fräulein Nickenbach wartet draußen auf Sie."

Jan zuckte zusammen. Dann ging er zurück zum Schreibtisch und drückte auf den Klingelknopf. Ive erschien. „Führen Sie Herrn von Fehr bitte in die Veranda und schließen Sie ihm dort die Tür auf!"

Fehr verbeugte sich und ging.

Als Jan das Nebenzimmer betrat, fand er Erla, die noch in Hut und Mantel am Fenster stand.

„Ich weiß alles."

„Und glauben Sie mir nun, daß ich es war, der Ihnen den „Blue Star" stahl?"

Sie kam auf ihn zu. „Ja, nun muß ich es wohl glauben, aber ich werde Ihnen auch jede Erklärung glauben, die Sie mir geben. Für Ihre Sünden sollen Sie endlich einen Beichtiger finden."

„Ich habe schon einmal einen gefunden."

„Wen?"

„Den Obersten Holligan."

„Und er hat Ihnen Ablaß gewährt?"

„Ja."

Erla lächelte. „Dann warte ich um so ruhiger auf Ihre Geständnisse. Als Sie vorhin die Polizei auf sich selber hetzen wollten, haben Sie viel abgebüßt, glaube ich." Sie strich ihm mit den Fingerspitzen über die Mundwinkel und über die Augen. „Nun machen Sie nicht mehr solche Armsündermiene, Jan Fock! Der „Blue Star" ist ja wieder zur Stelle! Geben Sie mir das Unglücksding her! — Danke! Nun mag Sir Griffton mit seinen neuntausend Pfund in Gottes Namen kommen . . ."

„Nein! Er braucht nicht zu kommen! Wenn der einzige Grund zum Verkauf die schwierige Stellung Ihres Vaters ist . . ."

„Allerdings!"

„. . . dann werde ich ihn bitten, unsere Vertretung in Deutschland zu übernehmen."

Erla blickte ihn verschmitzt an. „Sie sind ein heller Kopf, Jan Fock, und verstehen es, sich wichtige Leute gewogen zu machen. Daran tun Sie sehr klug, glaube ich. Wenn mein Vater sich aus eigener Anschauung von den schwergoldenen Grundlagen Ihrer Firma überzeugen kann, wird er unmöglich viel dagegen einzuwenden haben, wenn . . ."

„. . . wenn seine Tochter unkündbare Teilhaberin wird! Wollten Sie das sagen?"

„Wie scharfsichtig Sie sind! Sie haben mir die Gedanken vom Gesicht abgelesen!"

Jan mühte sich um ein Lächeln. „Das war nicht schwer. Als Sie vorhin gingen, haben Sie mir ja schon etwas von der Kunst des Lebens beigebracht. Ich hab es nicht vergessen . . ."

„Angenehme Wissenschaften vergißt man nicht so leicht . . ."

„Nein."

Er legte vorsichtig einen Arm um ihre Schulter und tat es so behutsam, als sei sie ein zerbrechlicher Gegenstand. Sie lächelte noch immer, und als sich ihre Lippen ein wenig öffneten, küßte er sie. Dieser Kuß war wie eine Frage um Erlaubnis. Da sich aber ihre Hände um seinen Kopf legten und ihn niederzogen, nahm er die Erlaubnis als gegeben hin und küßte sie ein zweites Mal. Und hinter seinen geschlossenen Lidern sah er — wie damals in dem verdunkelten Arbeitszimmer Argentuelas zu Para — das weiße Schiff und die weiße Frau, die ihm als erste in jener Stunde seinen Reichtum verlockend gemacht hatten. Nun hielt er diese Frau umarmt und durfte sie küssen.

Er tat einen Seufzer, der ebenso sehr nach Beklommenheit wie nach Erleichterung klang. „Muß man sich nicht schämen, Erla, so viel Geld zu haben und gleichzeitig so glücklich zu sein?"

„Man muß es hoffentlich nicht, wenn man Jan Fock ist!" antwortete sie.

—: Ende. :—

Von den Flügeln der Freude.

Wie verschönern wir unser Leben?

„Das erste sei,
daß man der Welt sich freue!"

Man kennt wohl die alte griechische Sage von dem jungen Ikarus, der sich kunstvolle Flügel machte, mit denen er selig durch die Lüfte streifte. Aber Dädalus, sein alter und weiser Vater, warnte ihn und sprach: „Fliege immer in der Mitte zwischen Wasser und Sonne, damit deine Fittiche nicht das Meer streifen oder die Sonne das Wachs deiner Flügel schmelze!" Solange Ikarus diesen Rat seines Vaters befolgte, ging alles gut, aber einmal vergaß er die Vorsicht. Im himmelstürmenden Fluge kam er der Sonne zu nahe, da schmolzen seine Flügel. Er stürzte ins Meer, und das Wasser durchtränkte seine Fittiche und zog ihn in die Tiefe.

Die Ikarusflügel unserer Tage sind die **Liebe**, die **Begeisterungsfähigkeit** und die **Freude** am

Schönen. Auf diesen Flügeln schwingen wir uns weit über den grauen Alltag hinaus und schiffen im reinen Ätherblau des Ideals. Aber Vorsicht ist geboten, daß wir nicht mit unseren Wünschen und Plänen zu hoch fliegen und von der rauhen Wirklichkeit zerschmettert werden. Aber auch nicht zu ängstlich dicht über der Erde sollen wir hinflattern, denn leicht faßt uns sonst die trübe Flut des Eigennutzes, der Stumpfheit, ja des Hasses und der üblen Gewohnheiten, um zu beschmutzen, was rein und schön war und uns in die Tiefe zu ziehen.

Die Flügel der Liebe sind die mächtigsten und die schönsten — glücklich, wem sie beschert sind!

Rechte Begeisterung für eine Aufgabe, eine gute Sache schwingt sich zu stetigem, ruhigem Fluge auf und macht ein Leben voller Arbeit reich und schön. Glücklich, wer eine Lebensaufgabe hat!

Aber mit den zierlich-feinen Flügeln der Freude am Schönen kann sich jeder über den Alltag erheben, der nur mit offenen Augen und Ohren und mit gutem Willen durch die schöne Gotteswelt geht.

Dies aber ist das Notwendigste dazu, der *Wille zur Freude*, und daran hapert es bei den Menschen und gerade bei uns Frauen so oft.

Wir sind flügellahm und vergrämt und pessimistisch: Darf man sich denn noch freuen? Sind nicht schon die Kinder müde und verdrossen? Drückt nicht auf sie wie auf uns die tägliche Not, das tägliche Muß und legt sich wie Mehltau tötend auf unsere Wünsche und Gedanken? Stehen nicht über unserem ganzen Leben, ach, und über dem der Frauen am allermeisten, mit großen Buchstaben die Worte: „*Pflichterfüllung und Entbehrung?*" Ist nicht in einem so verarmten und leidgedrückten Volke, wie wir es sind, nur noch der Ernst des Denkens angebracht, und sollte man nicht alle leichtfertige Freudenflatterei ablehnen?

So denken viele — und *sie denken falsch*. Kein Mensch erträgt dauernde Überlastung, und je schwerer seine oder die allgemeinen Verhältnisse ihn drücken, desto eher kommt die natürliche Reaktion, das Verlangen nach dem Gegengewicht der Freude. Müssen unsere Kinder vieles entbehren, was uns und unseren Eltern selbstverständliches und sorgenloses Genießen war, so ist es um so mehr Pflicht für die Mütter, sie zu jener Heiterkeit des Gemütes und zu jenem feinen Empfinden für Kunst und Natur usw. zu erziehen, aus dem ihnen die Flügel der wunschlosen Freude am Schönen erwachsen, die sie über drückende Enge hinwegzutragen vermögen.

Dazu aber müssen wir zunächst und vor allen Dingen uns selber erziehen. Wir dürfen uns nicht von täglichem Kleinärger und täglicher Sorge „unterkriegen" lassen. Wir dürfen uns keiner Mißstimmung und üblen Laune hingeben, und die — oft tief eingewurzelte und verhängnisvolle — Neigung zum Grillenfangen, Grübeln, „Mucken" und Mürrischsein dürfen wir weder bei uns noch bei unseren Kindern dulden. Wir müssen unabänderlich an den so wichtigen Kleinigkeiten des hübschgedeckten Tisches, der Blume im Fenster, der geschmackvollen wenn auch einfachen Kleidung, der festlichen Note an festlichen Tagen, mag sie sich auch nur in einer besonders sorgfältigen Anordnung der Mahlzeiten, ein paar grünen Zweigen oder in bescheidenen kleinen „Extragenüssen" ausprägen, festhalten. Wir müssen Sonne in uns haben und Sonne verbreiten. Und wir müssen Zeit finden, uns die Zeit nehmen, ein Buch zu lesen, ein Lied zu hören, ein Bild zu betrachten, eine schöne Handarbeit vorzunehmen oder einen Spaziergang zu machen, der kein ruheloses Herumhasten und Besorgungen erledigen bedeutet — wir müssen uns auf uns selbst besinnen und uns über den Alltag erheben können, damit wir auch unsere Kinder in die vielen Schönheiten, die selbst das bescheidenste Leben bietet, einführen, ihr Empfinden wecken und ihren Geschmack bilden können, damit auch ihnen die Flügel der Freude wachsen!

Die Kunst des Fliegens ist ein uraltes Problem der Menschheit, und Generationen mußten vergehen, ehe wir auch nur einen Teil dieses Problems gelöst hatten. Auch die Flügel der Freude müssen wir erst mühsam bilden und es lernen, sie richtig zu gebrauchen, um so schöner ist dann das leichte, glückliche und klugabgemessene Schweben über dem Alltag, das sie uns ermöglichen. Hiernach zu streben ist eine schöne Frauenaufgabe und wohl der Mühe wert!

Ina Wolters.

Im Automobil durch Südamerika.

Von Frau **Gloria Fader.**

Man hat Afrika in allen Richtungen, von Osten nach Westen und sogar von Norden nach Süden im Auto durchstreift, und es bleibt dem Weltenbummler — um mit Alexander dem Großen zu reden — nichts mehr zu tun übrig. Trotzdem hat der junge Alexander neue Wege zu seinem Ruhm gefunden, und auch dem Automobilisten aus Leidenschaft eröffnen sich nicht minder interessante und unberührte Gebiete, die noch nie die Spur der Autoreifen gesehen haben. Liegt nicht überm „Teich", aber in südwestlicher Richtung vom alten, allzu bekannten Europa Südamerika, das Land, das die wenigsten Menschen richtig kennen. Der Lateinamerikaner ist zu gleichgültig, um sich um den Erdteil zu kümmern, wie es andere Kulturvölker tun würden. Darum folgte ich gerne der Einladung einer Expedition, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Innere des südamerikanischen Kontinents in zwei Automobilen zu durchqueren. Nachdem ich nach Beendung der ziemlich anstrengenden Fahrt alles überblicken kann, ist diese Fahrt die interessanteste, wenn auch nicht die bequemste gewesen, die ich bisher erlebt habe. Die *Anden* sind jedenfalls ein Hindernis, das jeder respektieren wird, der einmal mit dieser Gebirgskette zu tun hatte.

Zunächst muß festgestellt werden, daß die Bezeichnung „Autofahrt" eigentlich etwas ungenau ist. Als wahrheitsliebender Mensch muß ich gestehen, daß wir mitunter etwas „mogelten", mogeln mußten, denn die „Wege" genannten Schlammtäler machten ein Fortkommen schlechterdings unmöglich. Auf einigen Strecken mußten wir die Eisenbahn benutzen und machten dabei die Entdeckung, daß ein sehr großer Teil der südamerikanischen Eisenbahnen von englischen Eisenbahngesellschaften verwaltet wird. Und es muß ferner festgestellt werden, daß sehr viele dieser Eisenbahnen wahre Wunder der Reisetechnik sind. Ich habe in Schlafwagen übernachtet, die luxuriöser ausgestattet sind als die in Europa und Nordamerika.

Die Südamerikaner sind wirklich keine guten Wegebauer. Wo ein Weg einmal die Bezeichnung Straße verdienen konnte, stellte er sich als Sackgasse heraus, endete in irgend einem Sumpf oder ging direkt in einen Urwald hinein, um dort ein unrühmliches Ende zu nehmen. Es gibt einige enthusiastische Automobilorganisationen, die keine Mühe und Arbeit scheuen, dem Volk und den Behörden die Notwendigkeit anständiger Automobilstraßen einzuhämmern. Sie weisen auf die Entwickelung des Verkehrs in anderen Erdteilen hin, auf die Möglichkeit, das Hinterland in der Tat, und nicht nur theoretisch zu erschließen. Aber Klima und die topographischen Verhältnisse scheinen fast unüberwindliche Hindernisse zu sein. Wer in dem Glauben nach Südamerika kommen sollte, in weiten Pampas und auf ordentlichen Wegen Spazierfahrten machen zu können, wird schwer enttäuscht wieder abziehen müssen. Wir erhielten von einigen Automobilklubs wunderschöne Karten, aber die eingezeichneten Wege existierten entweder überhaupt nicht, oder sie hatten einmal existiert, und keine Spur von ihnen konnte entdeckt werden. Acht Tage lang rasten wir, ohne Weg und Steg, nur nach dem Kompaß uns richtend, durch eine Provinz, ohne eine menschliche Siedlung zu finden. Die Nächte brachten wir in den zum Nachtlager umgewandelten Wagen zu, während ein Teil der Teilnehmer Wache stehen mußte. Wir trafen keine Tiere, nicht einmal Vögel, und mußten uns ganz auf unsere Vorräte verlassen, die denn auch zum Glück ausreichten. Selbst ein „camine nacional", eine Staatsstraße, von der wir Wunderdinge erwartet hatten, enttäuschte uns. Wir mußten weite Umwege machen, um wieder zu der Bahnstrecke zu gelangen, die einzige Möglichkeit, sich Wasser an den Stationen zu verschaffen. Einmal ruinierten uns die Disteln und scharfen Dorngewächse so oft und gründlich unsere Pneus, daß wir kaum einen Kilometer von einer Panne zur anderen zurücklegen konnten.

Dann endlich trafen wir auch wieder menschliche Wesen, aber sie waren durchaus nicht vertrauenerweckend. Finstere Reiter mit weiten Ponchos und großartig verzierten Lederstiefeln mit Lederschnüren, die ein ausgezeichnetes Schutzmittel gegen die Dornengewächse sind. Kollegen der nordamerikanischen Cowboys seligen Angedenkens. Man hatte uns in den Städten vor diesen bösen Menschen gewarnt und uns geraten, alle Wertsachen und alles Geld gut zu verwahren und zu bewachen. Ich glaube, die Befürchtungen waren übertrieben. Wir fanden harmlose Menschen, Analphabeten, wie übrigens der größte Teil aller Eingeborenen. Im guten Glauben an die Warnungen hatte ich aber mein Geld so gut versteckt, daß ich es mehrere Tage suchen mußte, bis ich es wieder fand. Wenn wir auch kurz vor den Anden mehrere Tage damit zubrachten, Baumzweige heranzuschleppen, um einen auf der Carte als „gut" bezeichneten „Cameni", der unglücklicherweise mitten durch ein Sumpfgebiet führte, einigermaßen passierbar zu machen, so taten wir es gern, besonders dann, wenn wir ein bestimmtes, verlockendes Ziel vor Augen hatten. Oft sind wir für unsere Mühe belohnt worden. Im Bergland von Brasilien fanden wir eine wildromantische Szenerie, mit sonderbaren, regenschirmartigen Bäumen, mit den prächtigsten Pflanzen der Welt.

Es war in dieser Gegend, daß wir einen Deutschen Georg Aleman — seinen wirklichen Namen hatte er wohl vergessen — trafen, der seine letzte Flasche Bier seinem Kühler geopfert hatte, alldieweil weit und breit kein Wasser aufzutreiben war. Dreimal haben wir dann versucht, die Anden im Sturm zu nehmen. Die Automobile gaben ihr Bestes her. Vergeblich. Immer wieder stießen wir auf Straßen, die das von den Bergen herabstürzende Wasser zerstört hatte, und selbst die Eisenbahn, ein schmalspuriges, schnaufendes Ding, das uns von der Grenze Boliviens nach Cuzco, der alten Inkastadt, brachte, mußte öfters und jedesmal längere Zeit anhalten, um irgend einen Schaden am Bahnkörper auszubessern. Eine Romantik des Pechs. Kein Wunder, daß die wenigen leidenschaftlichen Automobilisten in Südamerika sich nichts sehnlicher wünschen, als das Amphibiumauto der Zukunft, ein Gefährt, das sich im Wasser oder im Sumpf ebenso schnell und sicher fortbewegt, wie auf dem festen Land und das sich vielleicht auch noch in die Luft erheben kann, um die Hindernisse zu überwinden, die allenthalben auftreten.

Liebe macht erfinderisch.

Das Abenteuer eines Mädchens.

Eine sonderbare Affäre trug sich kürzlich in der Station von Lambrate in der Lombardei zu. Ein pflichtgetreuer faszistischer Milizsoldat machte zu mitternächtlicher Stunde auf dem Bahnhof, in dem einige Waggons mit wertvollem militärischen Gut, darunter auch einige Automobile, standen, die Runde, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Dabei stieß er auf eine merkwürdige Erscheinung.

Auf einem der Automobile saß deutlich sichtbar ein Soldat mit dem Gewehr im Arm, dem ersten Anschein nach ein Wachtposten, der aufzupassen schien, daß dem italienischen Staate keines der Automobile gestohlen würde. Diese Aufgabe nahm der Soldat aber nicht sehr genau, denn er schien zu schlafen, wenigstens hatte er sein Käppi tief ins Gesicht gezogen und den Kragen hochgeschlagen. Der Faszist näherte sich, Verdacht schöpfend, dem Soldaten. Was er aber aus der Nähe sah, machte ihn noch weit mehr stutzig. Soweit man das Gesicht des Postens wahrnehmen konnte, war dieses nichts weniger als kriegerisch: runde volle Wangen von gesundem Rosarot. Die krausen Haare, die unter der Kappe bis zum Nacken herabhingen, waren von einer geradezu reglementswidrigen Länge. Auch zeigten die Partien um die Brust eine für einen Soldaten etwas ungewöhnliche Fülle. Ganz aus dem Häuschen geriet aber der wachsame Faszist, als seine spähenden Blicke bis den Beinen des schlafenden Wachtpostens anlangten: er gewahrte nämlich ein Paar wohlgeformte Waden, die in Seidenstrümpfen und Halbschuhen staken. Nun wollte der Faszist den sonderbaren Krieger fragen, nach welchen neuen Vorschriften er sich da uniformiert habe.

Als er den Posten ansprach, kauerte sich dieser noch mehr zusammen und stammelte nur einige unverständliche Worte. Da kletterte der andere auf den Wagen hinauf, nahm den Verdächtigen beim Kragen und drehte ihn mit dem Gesicht gegen das Licht. Zwei schwarze, ängstlich aufgerissene Augen starrten ihm demütig entgegen.

Der Faszist sprach die Verhaftung aus und brachte die Amazone zum Stationskommandanten. Dort entpuppte sich die aufgefundene Regimentstochter als die 22jährige Diomira Grifetti, die bei einer Pensionsinhaberin in Lambrate im Dienste war. Sie hatte vor kurzem einen Soldaten des Automobilkorps, das in Lambrate stationiert war, kennengelernt und sich in ihn verliebt. Diese Liebe hatte ihr auch den Streich gespielt, der vielleicht noch unangenehme Folgen für das Mädchen haben kann. Sie hatte mit ihrem Liebsten einen Fluchtplan ausgearbeitet, da sie ohne ihn, der ja bald mit seinem Korps weiterreisen mußte, nicht in Lambrate bleiben wollte. Er lieh ihr einen Soldatenmantel samt dazugehöriger Kappe und brachte sie heimlich und unerkannt auf den Militärwagen. In ihrer Vermummung hielt sie jeder, der vorbeikam und nur flüchtig hinblickte, für einen regelrechten Wachtposten, bis der luchsäugige Faszist den Betrug entdeckte.

Wäre er nur eine Viertelstunde später gekommen, so hätte das Abenteuer seinen programmgemäßen Verlauf genommen. Diomira wäre mit ihrem Geliebten nach Görz durchgebrannt und Gott, nämlich der Gott der Liebe, hätte dann schon für das Weitere gesorgt. So aber wird die unternehmungslustige Italienerin noch ein Gerichtsverfahren über sich ergehen lassen müssen, weil sie ohne Erlaubnis den abgesperrten Bahnhof betreten und ohne Erlaubnisschein den Wagen bestiegen hat. Auch ihr Geliebter sieht einer empfindlichen Disziplinarstrafe entgegen, wenn nicht ein einsichtsvoller Kommandant die Sache als das ansieht, was sie wirklich ist: der unüberlegte Streich zweier junger verliebter Menschenkinder.



Bunte Chronik



* **Immer noch Witwenverbrennungen in Indien.** Die Sitte der Witwenverbrennungen ist in Indien noch immer nicht ganz ausgestorben, trotzdem die englische Regierung strenge Verbote dieser grausamen Zeremonie erlassen hat und alles daransetzt, um diesen Verboten Geltung zu verschaffen. Erst in jüngster Zeit kam wieder ein solcher Fall zur Kenntnis der Behörde, die alles versuchte, um die grausige Tat zu verhindern und, da ihr dies nicht gelang, dieser Tage die zehn Hauptschuldigen vor das oberste angloindische Gericht in Patna stellte, wo sie zu zehn und mehr Jahren schweren Kerkers verurteilt wurden. Diese harte Strafe wurde aus Abschreckungsgründen verhängt; an und für sich war sie nicht gerechtfertigt, denn die Witwenverbrennung geschieht ja nicht aus eigennützigen oder Haß-Motiven, sondern sie gilt als eine verdienstliche Handlung und ist in der religiösen Einstellung der Inder begründet; der indische Glaube verlangt, daß die Frau den verstorbenen Gatten nicht überlebe, und wenn sie sich nicht selber den Tod gibt, so sind die nächsten Anverwandten und die Priester des Ortes verpflichtet, sie im feierlichen Zuge zum Scheiterhaufen zu führen, wo sie Seite an Seite mit dem Verstorbenen unter langwierigen religiösen Zeremonien verbrannt wird. Der Fall, der sich jüngst zugetragen hat, wurde dadurch besonders schwierig, daß die britische Polizei infolge der im indischen Volke seit langem bestehenden und im steten Zunehmen begriffenen Gärung gegen die englische Herrschaft mit äußerster Vorsicht vorgehen und alle Gewaltmaßregeln vermeiden mußte. Man mußte sich darauf beschränken, auf die junge Witwe und ihre Angehörigen begütigend einzureden und zu versuchen, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Die fanatischen Priester jedoch wußten ihren Glaubenseifer immer wieder anzuschüren. Als die Polizeibeamten Miene machten, dem Zuge zum Scheiterhaufen zu folgen, sammelte sich im Umsehen eine vieltausendköpfige Menge, die eine so drohende Haltung annahm, daß die Engländer, denen keine militärische Verstärkung zur Seite stand, sich zurückziehen mußten und nur aus der Ferne den schauerlichen Vorgängen folgen konnten. Unter Absingung religiöser Lieder badete die todgeweihte junge Witwe in dem heiligen Fluß der Inder, dem Ganges, und wurde dann von der ekstatischen Menge zum Scheiterhaufen geschleift. Bald standen ihre Gewänder in hellen Flammen. Im letzten Augenblick traf ein starkes englisches Militäraufgebot ein. Man warf den Scheiterhaufen auseinander und befreite die Witwe, die aber schon so schwere Brandwunden davongetragen hatte, daß sie wenige Stunden darauf in dem britischen Hospital, in das man sie gebracht hatte, ihren Verletzungen erlag.

*

* **Die Luxusschreibmaschine.** Ein neuer Modespleen kommt aus Paris, kann aber gottlob nur von sehr reich mit Glücksgütern gesegneten Damen ausgeübt werden. Die französische Schreibmaschinenindustrie will die Beobachtung gemacht haben, daß die Frauenwelt zwar schreibfaul ist, sich aber eigentlich doch gern das Vergnügen macht, ein wenig auf der Schreibmaschine herumzutippen, natürlich, soweit für sie diese Tipperei kein Broterwerb ist. Um nun diesen Gelüsten noch einen besonderen Anreiz zu geben, ist die genannte Industrie auf den Gedanken gekommen, den verwöhnten Dämchen das Spielzeug aus besonders kostbarem Material herzustellen, weshalb man statt Nickel — Silber und Gold und für die Tasten Onyx oder Elfenbein nimmt. Solch ein Ding kostet natürlich ein nicht kleines Vermögen, aber was tut eine verwöhnte Frau nicht alles für ihr Vergnügen und der Ehemann für die Launen seiner Angetrauten. Jedenfalls ist die goldene Schreibmaschine derzeit Trumpf in jener Pariser Welt, in der man sich mit Anstand langweilt.

Lustige Rundschau



* **Wedekind-Anekdote.** Wedekind schrieb einem Freunde: „Du hast doch den kräftigen, gesunden Heldenspieler X. gekannt? Stelle dir vor: Gestern mittag essen wir noch zusammen im Restaurant; er war ganz wohl, heiter, seiner Sinne vollkommen mächtig, aß mit trefflichem Appetit, scherzte und lachte. Zwei Stunden darauf — war er verheiratet!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.